

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 8

Artikel: Giuseppe Mottas Völkerbundstragik
Autor: Oeri, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759606>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Giuseppe Mottas Völkerbundstragik

Zum Buche von J. R. v. Salis

Von Albert Oeri

Der Zürcher Professor J. R. v. Salis hat unserem Lande eine Motta-Biographie*) geschenkt, die das Beste darstellt, was unmittelbar nach dem Tode des grossen Schweizers und Tessiners geschrieben werden konnte. Wenn einst mehr ausländische Archive zugänglich sind, werden einzelne Kapitel ergänzt, vielleicht auch verbessert werden können. Und namentlich die Memoiren der Staatsmänner der Zwischenkriegszeit werden interessante Züge zum Bilde Mottas beitragen. Aber es ist gut und dankenswert, dass Salis das ergiebige Sprudeln dieser Quellen nicht abgewartet, sondern gewagt hat, heute schon aus dem soliden Schatz seines historischen Wissens und seiner persönlichen Bekanntschaft mit dem Verstorbenen mitzuteilen, was einem gewissenhaften Forscher an Erkenntnis zugänglich ist. Keine spätere Generation wird ein solches Buch so gut brauchen können wie die unsrige, die einen weiten aussenpolitischen Horizont so dringend nötig hat.

Das Buch trägt den Haupttitel „Giuseppe Motta“, aber mit Recht auch den Untertitel „Dreissig Jahre eidgenössische Politik“. Motta lebt in unserer Erinnerung als schweizerischer Aussenminister par excellence. Aber bevor er am 1. Januar 1920 das Politische Departement übernahm, hat er acht Jahre lang an der Spitze des Finanzwesens gestanden. Und weder in dieser, noch in jener Stellung ist er ein blosser Ressortminister gewesen. Immer und vor Allem war er schweizerischer Bundes-

*) Orell Füssli Verlag, Zürich; mit 18 Abbildungen.

rat, sah und wirkte über die Departementsschranken hinaus. Für den Finanzminister Motta wäre zum Beispiel in der schwierigen Zeit des Weltkrieges das Disponieren auf alleinigem Grund der Vollmachten unendlich viel leichter gewesen als unter immerwährender Berücksichtigung des schwer traitablen Volkswillens. Aber der Bundesrat Motta hat den steinigeren Weg nicht gescheut, was Salis wiederholt hervorhebt. Im Ständerat sagte Motta am 7. April 1915: „Auch ich bin für die starken Regierungen. Ich wäre nicht Mitglied der Regierung, wenn ich diese Auffassung nicht hätte. Aber ich bin der Meinung, dass die starken Regierungen diejenigen sind, die es verstehen, an das Vertrauen des Volkes zu appellieren“. Scharfsinnig und richtig führt Salis Mottas demokratische Einfügsamkeit auf ihren Urgrund zurück: „Der Knabe wuchs als Mitglied einer zahlreichen Familie, ja als Glied einer Sippe auf — und sein ganzes Leben ist dadurch gekennzeichnet, dass er, sowohl als Privatmann wie auch als Staatsbürger, Politiker und Magistrat, zu einer Gemeinschaft gehörte: zu einer Sippe, zu einer Klosterschule, zu einem Parlament, zu einem Regierungskollegium. Gemeinschaftsleben und Gemeinschaftssinn, die Gabe und die Uebung, alle Dinge in Gemeinschaft mit anderen zu tun, erklären die spätere Lebens- und Verhaltungsweise Mottas besser, als es eine individualpsychologische Untersuchung vermöchte“. Gerade von dieser Seite aus fällt bei Salis auch manches Licht auf Mottas Einstellung zu den Grundfragen der Wirtschaftspolitik: „Immer ist es der soziale Gesichtspunkt, die Achtung vor der Arbeit, die geheime Abneigung gegen das Kapital, die Mottas Wirtschaftsdenken bestimmen“. Und an einer anderen Stelle: „Es ist eine Eigentümlichkeit von Mottas politischer Laufbahn, dass er immer wieder in die Lage versetzt wurde, von seinem Standpunkt aus — sei es als Finanz-, sei es als Aussenminister — die Sozialdemokratie bekämpfen zu müssen, während er in vielen Teilen ihre sozialen und pazifistischen Ideale teilte“.

Motta selbst ist diese an's Tragische grenzende Diskrepanz wahrscheinlich nicht, oder doch nur leise bewusst geworden. Seine glückliche Serenität hat sie jedenfalls nicht verbittern können. Das gilt noch viel mehr von den tiefen, aber unvermeidlichen und schicksalhaften Gegensätzen, die seine Völker-

bundspolitik durchzogen haben. Mottas Wirken in Genf bildet naturgemäß die pièce de résistance im vorliegenden Buch. Salis hat ihm nicht aus nächster Nähe zugeschaut, kennt auch die Natur- und Leidensgeschichte des Völkerbundes nicht ganz intim. Darum laufen ihm gelegentlich Irrtümer unter, so zum Beispiel, wenn er von Mottas Möglichkeit spricht, in den Rat gewählt zu werden. Nur die Schweizerische Eidgenossenschaft hätte gewählt werden können, nicht der Mensch Giuseppe Motta. Der Völkerbund hat seine Politik nie durch persönliche Designierung von Männern seines Vertrauens in den Rat festlegen können und hatte aus diesen und ähnlichen Gründen letzten Endes gar keine eigene Politik. Er war weder ein Staat, noch ein Ueberstaat, sondern stets nur ein Exponent oder ein zusammengekochtes Extrakt der zufällig im gleichen Jahr in seinen Mitgliedstaaten vorherrschenden Politiken. Das verkennt natürlich auch Salis nicht. Aber er würdigt etwas zu wenig, welch starke Dosis schweizerischer Spezialschwierigkeiten an den allgemeinen Völkerbundsschwierigkeiten beteiligt war, mit denen sich Motta auseinanderzusetzen hatte, und zwar von Anfang an, nicht erst in den Verfalls Krisen der Dreissiger Jahre.

An einer Stelle wirft Salis die Frage nach dem allerinnersten Verhältnis Mottas zur Völkerbundssache auf, indem er schreibt: „Es ist nicht möglich, in die Seele eines Menschen einzudringen, und niemand kann sagen, wie weit eigentlich Mottas Glauben an das Gelingen des Genfer Unternehmens ging. Jedenfalls entsprach es einem Bedürfnis seiner Sensibilität, Hoffnungen in den Völkerbund zu setzen, was nicht zu hindern brauchte, dass sein Verstand ihn immer wieder auf die schwachen Stellen in diesem Gebäude aufmerksam machte und ihm daher zur Vorsicht riet“. Ich habe den Eindruck, dass Mottas Völkerbundsglaube während des ganzen ersten Nachkriegsjahrzehntes echt und robust war. So robust, dass er auf die von Salis vorausgesetzte innere Stimme, die zur Vorsicht riet, wenig und ungern gehört hat! Darum machten ihm damals die beiden initialen Belastungen noch wenig Sorge, die eine rückhaltlose Völkerbundspolitik der Schweiz eigentlich von Anfang an hätten hemmen können. Im Gegenteil, er war — vielleicht mit Ausnahme des schon 1925 verstorbenen Schweden Hjalmar Branting — in der langen Reihe der Genfer Vordergrundsgestalten wohl am wenigsten

„Lokalpatriot“. Er arbeitete am Völkerbund um des Völkerbunds willen, nicht um offen anerkannten oder heimlich gehegten nationalen Sonderwünschen zu dienen. Erst in den Dreissiger Jahren vollzog sich in ihm die Wandlung vom Völkerbundsmitarbeiter schweizerischer Nationalität zu einem beim Völkerbund akkreditierten schweizerischen Diplomaten.

Von den beiden Belastungen, die die Schweiz eigentlich von Anfang an in den Genfer Hintergrund hätten drängen können, war die offensichtlichste unsere verbrieftes Neutralität. Sie war uns von allen Signatarmächten in Bestätigung der internationalen Anerkennung von 1815 im Versailler Vertrag auf's Neue garantiert worden. Und der Völkerbund hatte durch die Londoner Deklaration vom Februar 1920 diese Garantie autonom übernommen. Der gleiche Völkerbund, dessen Pakt von allen Mitgliedern das Gegenteil von Neutralität, nämlich die Solidarität gegen Friedestörer, forderte! Die Schweiz besass also ein Sonderprivilegium, dessen natürliche Konsequenz die Sonderverpflichtung gewesen wäre, sich jeglicher Beteiligung an derjenigen Völkerbundsarbeit zu enthalten, die immer wieder in's Zentrum der Genfer Diskussionen trat, nämlich an der Ausgestaltung der im Pakt nur skizzierten Verpflichtungen der Mitglieder, sich gegenseitig zu helfen. Garantiepakt, Genfer Protokoll und Alles, was vor und nach diesen Versuchen in der Richtung auf Herstellung der internationalen sécurité unternommen wurde, wäre für die Schweiz eigentlich Tabu gewesen. Der Privilegierte, der an sein Privilegium glaubt oder doch mindestens den Glauben Anderer nicht erschüttern soll, darf die Unprivilegierten nicht hindern, ihre Sicherheitslage verbessern zu wollen, darf aber anderseits dabei auch keine Beflissenheit als Ratgeber zur Schau tragen.

Die andere Hypothek, mit der die Mitgliedschaft der Schweiz im Völkerbund belastet war, bestand in der von den Räten vor dem Volksentscheid vom 16. Mai 1920 übernommenen und zur Vorbedingung der Volkszustimmung gewordenen Verpflichtung, auf die Universalität des Völkerbundes hinzuwirken. Die ursprünglich formulierte „Amerika-Klausel“ hatte nach dem Zusammenbruch Wilsons nicht aufrecht erhalten werden können. Aber bei der Bindung der schweizerischen Völkerbundspolitik an das Universalitätsstreben blieb es, und damit auch bei einem

entschiedenen Gegensatz gegen die Völkerbundspolitik aller derjenigen Länder, die mit dem Artikel 10 des Pakts Ernst machen wollten. Dieser verpflichtet die dem Völkerbund angehörenden Staaten, die territoriale Integrität und politische Unabhängigkeit aller andern Mitglieder gegen jeden äussern Angriff aufrecht zu erhalten. An dem isolationistischen Widerwillen gegen die Uebernahme dieser Pflicht war der Beitritt der Vereinigten Staaten gescheitert. Wer diese Klippe sprengen und dem Völkerbund zur Universalität verhelfen wollte, musste Gegner der sécurité-Bestrebungen sein. Der Schweiz waren also auch von dieser Seite her die Hände gebunden.

Wie fand sich Motta in Genf mit dem negativen Inhalt des schweizerischen Pflichtenheftes ab? Wer das Buch von Salis liest, wird davon keinen ganz klaren Begriff bekommen. An dem Mangel an Klarheit ist aber nicht der Verfasser, sondern der Gegenstand schuld. Salis findet für den italienisch-abessinischen Spezialfall die ausgezeichnete Formulierung von einer „doppelköpfigen Politik der Eidgenossenschaft, wobei sie mit dem einen Kopf auf ihre Solidaritätspflichten als Gliedstaat des Völkerbundes, mit dem anderen auf ihre Neutralitätspflichten blickte“. In Genf kannte man aber schon lange beide Köpfe. Man könnte auch von einem und demselben Januskopf namens Motta sprechen, also nicht von zwei Köpfen, sondern von zwei Gesichtern, einem vorwärts und einem rückwärts gewandten.

In den unendlichen Diskussionen über die Frage, wie die völkerbundliche Gewährleistung der sécurité in die politische und militärische Praxis umgesetzt werden könnte, hat die Schweizerdelegation immer wieder von Zeit zu Zeit distanzierende Erklärungen abgegeben. Aber trotz allen Vorbehalten hat Motta beratend mitgearbeitet und ist nolens volens in den Ruf gekommen, auf der „fortschrittlichen“ Seite zu stehen. Dass die Schweiz nie der Assekuranzgesellschaft, wie sie im Genfer Protokoll vorgesehen war, werde beitreten können, wusste man, setzte aber ihre volle Sympathie für das in seiner Art geniale Projekt voraus, das die Postulate der Schiedsgerichtsbarkeit, der Sicherheitsgarantie und der Abrüstung systematisch vereinigte. Aber ebenfalls konnte man die bis in's Persönliche gehende Rivalität zwischen dem Vater des Genfer Protokolls Benesch und Motta, dem platonischen Freund des Projekts. Salis

geht zu weit, indem er diesen Sympathiemangel auf völlig verschiedene Auffassungen von der internationalen Politik und von den Zielen des Völkerbunds zurückführt, und vollends, indem er den später so tief gestürzten „Götterliebling“ Benesch höhnt und das Genfer Protokoll „eine recht belanglose Bereicherung der politischen Literatur“ nennt. Benesch war nicht schuld daran, dass die englischen Konservativen das Kind, das Ramsay Macdonald aus der Taufe gehoben hatte, noch in der Wiege erwürgten. Keinesfalls ist dadurch bewiesen, dass es gar nicht lebensfähig war. Man darf wohl vermuten, kann aber allerdings nicht beweisen, dass die grosse Abrüstungskonferenz einen bessern Verlauf genommen hätte, wenn es am Leben geblieben wäre, und dass die europäische Katastrophe unserer Tage hätte vermieden werden können. Beneschs und seiner Gleichgesinnten Sünde war nicht, dass sie dem Sicherheitskomplex des Völkerbundspaktes Leben verleihen wollten, sondern dass sie dem komplementären Paktpostulat des Artikels 19, wonach der Völkerbund die Abänderung unhaltbarer und friedensgefährdender Verträge — Versailles! — in die Hand nehmen sollte, nicht zur Verwirklichung helfen wollten. Da kamen sie nicht über ihre nationalen Aengste und Egoismen hinweg, und ebenso wenig auf dem hochwichtigen Gebiet des Minderheitenschutzes.

Die ihm vom Schweizervolk überbundene Pflicht, auf die Universalität des Völkerbunds hinzustreben, hat Motta nach Kräften erfüllt. Seine Rede für die Aufnahme Deutschlands und Russlands, die den Franzosen Viviani an der ersten Völkerbundsversammlung in Wut versetzte, war nicht nur ein rhetorischer beau geste, sondern eine mutige politische Tat. Man hat ihn vierzehn Jahre später der Inkonsiquenz geziehen, als er ebenso mutig gegen den ganzen Harst der Grossmächte die Aufnahme Russlands bekämpfte. Aber der kontinuierliche Versuch des Bolschewikenreichs, durch Komintern die Völkerbundstaaten zu revolutionieren, war ein ernsthafter Grund gegen dessen Aufnahme in den Ring der Bedrohten, ein durchaus politischer Grund, der verdiente, geltend gemacht zu werden. Etwas übermacht hat Motta damals nur, indem er auch moralische Gegenargumente heranzog. Keinen andern Bewerber um die Mitgliedschaft hatte man bis dahin auf die moralische Wage gelegt.

Den wichtigsten Dienst hätte Motta dem völkerbündlichen Universalitätsideal der Schweiz leisten können, wenn es ihm gelungen wäre, die Vereinigten Staaten langsam nach Genf zu lotsen. Aber dafür fehlte ihm allzu sehr die Fähigkeit, mit den Angelsachsen Kontakt zu bekommen. „Dem Katholiken in ihm war das protestantische Angelsachsentum fremd“, schreibt Salis. Man könnte beifügen, dass das Fremdsein noch weit über die konfessionelle Zone hinausging. Motta war seiner ganzen geistigen Struktur nach nicht nur Katholik, sondern auch logisch denkender Lateiner. Und überdies fehlte ihm auch einfach die Kenntnis der aussereuropäischen Welt. Er war, um nochmals Salis zu zitieren, „ein durchaus kontinentaler Europäer, ohne die Weltweite und Weltläufigkeit des Ueberseers“. So konnte es kommen, dass er sich, als Briand und Stresemann plötzlich ihren Paneuropaplan starteten, sogar als Präsident des Genfer Europa-Ausschusses vorspannen liess, obwohl nichts die herbeigesehnten Amerikaner mehr abstoßen musste als der, sei es richtige, sei es falsche, Schein, dass der Völkerbund ja doch nur ein Schmerzenskind des zerzankten Europas sei. Aber mit desto grösserem Recht nennt Salis am Schlusse seines Buches Motta „den letzten europäischen Politiker, dem sein Europäertum von allen geglaubt wurde“.

Viel Gewicht legt das Buch auf Mottas konsequentes Bestreben, dem System der bilateralen Schiedsgerichtsverträge zu dienen. Es wurde recht eigentlich zu seinem hobby, je mehr er sich davon überzeugen musste, dass es mit einem ökumenischen Schiedsgerichtssystem nicht vorwärts ging. Er hatte jeweilen eine fast kindliche Freude, wenn er wieder einen neuen Staat für ein schönes Schiedsgerichtsabkommen mit der Schweiz gewonnen hatte. Dass hinter diesen bilateralen Verträgen so wenig wie hinter dem Völkerbundspakt eine materielle Gewalt steckte, die sie gegebenenfalls vor böswilliger Verletzung hätte schützen können, schien ihn nicht anzufechten. Aber leider hat er es noch erleben müssen, dass gerade wie über den Völkerbund auch über die Schiedsgerichts- und Nichtangriffspakte die grauenvolle Götterdämmerung hereinbrach.

Alles in Allem war Motta in Genf, um mit C. F. Meyer zu reden, durchaus nicht „ein ausgeklügelt Buch“, vielmehr „ein Mensch mit seinem Widerspruch“. Das ist eine Feststellung,

ruft aber doch der Frage, wieso sich seine Autorität im Völkerbund bilden und erhalten konnte. Weil er ein so glänzender Redner war? Kaum! Schönes Reden macht bekanntlich auf die Dauer eher verdächtig als vertraut. Mottas Dantefloskeln wurden in den Wandelgängen manchmal belächelt. Aber nicht bösertig! Fast alle achteten ihn eben doch, und viele, sehr viele haben ihn recht eigentlich geliebt. Wer das Geheimnis dieses persönlichen Zaubers einigermassen verstehen will, muss das Buch von Salis selber lesen, vielleicht dazu noch das Buch von Aymon de Mestral „Le Président Motta“ (Verlag Payot), von dem soeben auch eine deutsche Uebersetzung (Verlag Alfred Scherz) erschienen ist. De Mestrals Buch ist im Augustheft dieser Zeitschrift schon von Eugen Teucher gewürdigt worden. Es ergänzt das Buch von Salis gerade nach der menschlichen Seite hin in wertvoller Weise. Politisch wird es dem Völkerbund nicht gerecht, sondern stimmt ziemlich kritiklos in das Crucifige unserer welschen Miteidgenossen ein, die einst allzu laut Hosannah geschrien haben.

Es war ein grosses Glück für die Schweiz, dass Mottas Generalführer Autorität noch vor dem Ausbruch des neuen Kriegs ihre glänzende Feuerprobe bestehen konnte, als es galt, den Völkerbundsrat zur Wiederaufrichtung der integralen Neutralität unseres Landes zu bringen, also dessen wirtschaftliche Sanktionspflichten, auf denen die Londoner Deklaration von 1920 beharrt hatte, aufzuheben. Alle jene Spannungen von 1937 und 1938 erlebt der schweizerische Leser bei Salis fast bebend mit. Noch eindrucksvoller, als es in dem Buche zur Geltung kommt, ist uns nur eine Episode vom Januar 1938 in Erinnerung geblieben. Damals drohte unser Neutralitätsschiff in der Hafeneinfahrt zu scheitern. Motta hatte klug und sicher bis dorthin das schweizerische Begehrten als Sonderfall dargestellt, also nicht in Reih und Glied mit den Paktabschwächungswünschen der Skandinavier und sonstigen europäischen „Neutralen“ gehalten. Nur so konnte er hoffen, den Rat, in dem die Befürworter der Paktverstärkung durchaus dominierten, für seinen Privilegierungswunsch zu gewinnen. Eine Ausnahme zu Gunsten der Schweiz war man im Begriff zuzugestehen, eine allgemeine politische Abrüstung im Sanktionswesen dagegen nicht. Da platzte eines schönen Tages, als Motta zufällig in Bern unab-

kömmlich war, sein sonst so verständnisvoller Adlatus, Legationsrat Gorgé, mit einer donnernden Philippika gegen die völkerbündliche Sanktionspraxis im Allgemeinen in das Genfer Milieu hinein, solidarisierte also die Schweiz mit den gegen die Grossmächte und den Rat aufbegehrenden Elementen und brachte sie in Gefahr, mit diesen über einen Kamm geschoren zu werden. Unser ganzer Vorstoss schien kompromittiert. Mottas wunderbare Geschicklichkeit hat aber bis zum 14. Mai wieder alles in Ordnung gebracht, was verfuhrwerkt zu sein geschienen hatte. Der homo bonus et aequus hat seine Sache durchgesetzt. Wie er es im Einzelnen machte, wissen wir nicht. Salis bestreitet — wohl mit Recht —, dass Motta ein tiefer Menschenkenner gewesen sei. Mit psychologischem Raffinement hat er also die Ratsgewaltigen des Völkerbunds schwerlich gewickelt. Aber er kannte das Genfer Pflaster und dessen Möglichkeiten nach achtzehnjährigem schwerem Dienste genau, verstand seine Kenntnis zu verwerten und verstand namentlich, seinen ganz persönlichen Kredit im richtigen und wichtigen Moment in die Wagsschale zu werfen.

Aber ist es nicht doch recht tragisch, dass dieser letzte Genfer Triumph Mottas nicht zugleich ein Triumph des Völkerbundes, sondern ein Triumph über den Völkerbund geworden ist? Es ist kaum zu denken, dass Motta nicht unter diesem Verhängnis gelitten habe. Aber in seinem christlichen Optimismus wird er sich der Worte erinnert haben, die er einst selbst bei der Eröffnung der ersten Völkerbundsversammlung am 15. November 1920 gesprochen hat: „Die Gebärde des Säemanns ist nie ganz unfruchtbar. Selbst wenn — und ich entschuldige mich, diese unmögliche Hypothese aufzustellen — dieses erste Gebäude, das so viele Staaten haben bauen helfen, dem Einsturz preisgegeben wäre, würden die Fundamente bestehen bleiben, und seine Ruinen würden nach den neuen Baumeistern des nötigen Wiederaufbaus rufen“. Heute ist die „unmögliche Hypothese“ zur traurigen Wahrheit geworden. Wer und wo sind nun die neuen Baumeister? —